



# KREBS MEISTERSCHAFT FÜR ANFÄNGER

EDWARD VAN DE VENDEL  
& ROY LOOMAN

CARLSEN

Meine Mutter erzählte es mir immer noch stirnrunzelnd.

Ich dachte: Bestimmt haben sie da viel zu tun.

Und ich dachte auch: Dann ist es also wahrscheinlich nichts.

Trotzdem checkte ich den Knubbel hundertmal am Tag. Meine Mutter sagte: Finger nicht ständig daran herum, aber sofort danach wollte sie ihn selbst auch wieder befühlen. Mein Vater guckte nur, er brauchte das Ding nicht anzufassen. Wahrscheinlich dachte er: Davon werde ich auch nicht schlauer. Die Haut ringsherum rötete sich und das Ganze sah allmählich aus wie ein Mini-Vulkan, der nach innen hin ausbrach. Es fiel mir immer schwerer, den

Gedanken zu ignorieren, dass das nicht gut war, dass das hier echt nicht gut war.

Auch eine Freundin meiner Mutter betastete ihn und sagte dann: Jedenfalls ist es kein Krebs, denn Krebs ist hubbelig und das hier ist glatt. Das Wort erschreckte mich fürchterlich, aber dennoch drückte es die brodelnde Lava-Angst in mir für eine Weile weg.

Für eine Weile.

Denn am Ende dieser drei Wochen war ich mir fast sicher: Das hier wird mein letztes Wochenende als normaler Junge.

Draußen herrschte immer noch schönes Wetter und wir verabredeten uns bei Bart. Der wohnt direkt am Rhein. Hinten im Garten haben sie einen Anleger, und darauf

tranken wir Heineken, aus diesen hellgrünen Flaschen. Ich ließ es ruhig angehen, obwohl ich ziemlich Lust gehabt hätte, mir einen anzutrinken. Später holten wir noch die Wasserpfeife nach draußen und die anderen wollten schwimmen gehen, also sagte ich es einfach: »Ich will lieber nichts von dieser Schmuddelbrühe abbekommen, ich hab da nämlich eine Entzündung.«

Dann zeigte ich ihnen den Knubbel.

»Gib bloß Acht, Mann«, sagte Ward, »am Ende ist es noch Krebs.«

Alle lachten.

Ich bin wirklich gut im Schauspielen, echt. Aber als ich nach Hause kam, war es schon fast Morgen, und mit einem Kopf, in dem es nur so schwelte, ging ich zu Bett.

Wir mussten schon vor neun beim Arzt sein, und auf einmal wollte ich nicht mehr. Drei Wochen lang hatte ich nach Beruhigung gehungert, aber jetzt stand ich unter der Dusche, schaute auf den Abfluss und dachte: Könnte ich mich doch einfach nur mit wegspülen lassen.

Die Sonne schien. Im Wartezimmer unseres Hausarztes saß eine Frau mit einem Baby. Sie waren vor uns dran. Ich nahm mir die AutoWeek. Als die Frau fertig war und an uns vorbei zum Ausgang ging, sagte sie: »Alles Gute für euch!«

Ich wurde auf ein verstellbares Bett gesetzt, und die Assistentin befühlte meinen Hals. Sehr leichthin und unbesorgt sagte sie: »Das kommt mir wie ein vergrößerter Lymphknoten vor. Wir

nehmen dir jetzt etwas Blut ab und in fünf Tagen bekommst du das Ergebnis. Es kann das Pfeiffersche Drüsenfieber sein. Oder sonst ein Infekt.«

Ich wäre schon fast wie ein froher Riesenvogel vom Bett gehüpft.

Aber dann kam der Hausarzt selbst herein. »Hey«, sagte er, »grüß dich. Darf ich auch mal fühlen?«

Er guckte sofort viel ernster als seine Assistentin. »Das Blut lassen wir heute noch untersuchen«, sagte er. Und machte sofort einen Termin im Blutabnahmezentrum für mich. Noch für denselben Morgen. Und für den nächsten Tag machte er auch noch einen Termin im Krankenhaus zum Ultraschall.